

## Sichtes Lebenskampf

„Ich kann mir die gegenwärtige Lage der Menschheit schlechtthin nicht denken als diejenige, bei der es nun bleiben könne; schlechtthin nicht denken als ihre ganze und letzte Bestimmung. Dann wäre alles Traum und Täuschung; und es wäre nicht der Mühe wert, gelebt, und dieses stets wiederkehrende, auf nichts ausgehende und nichts bedeutende Spiel mit getrieben zu haben. Nur inwiefern ich diesen Zustand betrachten darf als Mittel eines besseren, als Durchgangspunkt zu einem höheren, vollkommener, erhält er Wert für mich; nicht um sein Selbst, sondern um des Bessern willen, das er vorbereitet, kann ich ihn tragen, ihn achten und in ihm freudig das Meinige vollbringen. In dem Gegenwärtigen kann mein Gemüt nicht Platz fassen, noch einen Augenblick ruhen; unwiderstehlich wird es von ihm zurückgestoßen; nach dem Künftigen und Bessern strömt unaufhaltsam hin mein ganzes Leben.“

„Hinstehen und klagen über das Verderben der Menschen, ohne eine Hand zu regen, um es zu verringern, ist weibisch. Strafen und bitter höhnen, ohne den Menschen zu sagen, wie sie besser werden sollen, ist unfreundlich. Handeln! Handeln! das ist es, wozu wir da sind.“

Johann Gottlieb Fichte entstammt jener sächsischen Handwerkerfamilie, an dem sich zuerst das Schicksal des Industrie proletariats vollzog. Als Sohn eines Handwebers wurde er am 19. Mai 1762 in dem Dorfe Rammenau in der Oberlausitz geboren. Eine trübe Kindheit. Die Familie ist halbäuerlich. Es lastet auf ihr also auch die Unmenschlichkeit der Erbuntertänigkeit. Die Mutter frömmelt und zankt. Schon dem Kinde entlehnt wohl der Zweifel an der Autorität der Familie und früh mag in ihm der Grundsatz seiner Weltanschauung aufgedämmert sein: Nichts darf in der menschlichen Gesellschaft dem Zufall überlassen bleiben. Denn er selbst war völlig dem Zufall ausgeliefert. Ihm erschloß sich der einzige Weg des Aufstiegs, der damals möglich war: er fand einen adligen Gönner. Die Gutsbesitzer hatten Bedarf an Pfarrern, denen die Aufgabe zufiel, ihre Untertanen in christlicher Unterwürfigkeit zu erhalten. Ein Freiherr v. Wittig wurde der Gönner des Knaben, auf den er aufmerksam geworden sein soll, weil er die Sonntagspredigt des heimlichen Pfarrers fertig herzusagen verstand. Der zwölfjährige Fichte, der bisher die Säue blühte oder mit den Wänden des Vaters haufierte, wurde erst in die Stadtschule zu Reichen, dann in das Schulkloster Pforta (bei Naumburg) verbracht. Aber noch im selben Jahre stirbt sein Schutzherr. Seitdem sorgt niemand mehr für ihn; er ist nun ganz auf seine eigene Kraft angewiesen.

In Pforta herrscht die Ehranne der älteren Schüler. Der jüngere Schüler ist eine Art Sklave des Obergesellen, dem er zugeeignet ist. In dieser Zeit schreibt Fichte statt seines Namens den Horazischen Trugspruch in seine Bücher: Wenn die Erde zusammenbricht, die Trümmer treffen einen Furchlosen. Schon in diesem frühen Alter finden sich die beiden Triebe Fichtes nebeneinander: Auflehnung und Fluchtneigung; dem Bestehenden die Stirn oder den Rücken bieten! Desoers Robinson entzindet in ihm die Sehnsucht nach der fernen Insel, wo der Mensch ganz aus sich selbst sein Dasein — geschichtslos — neu zu schaffen vermöchte. Er wird aber zurückgeholt und erhebt sich über das Glend, indem er die streng verbotenen Schriftsteller liest: Wieland, Lessing, Goethe. Mit 18 Jahren wird er Theologiestudent in Jena, treibt aber nicht eigentlich irgendein Fachstudium, sondern rast unruhig, sehnsüchtig durch die Fakultäten schweifend, Allgemeinbildung. Acht Jahre gehen in dem leeren Glend eines öden Hauslehrertums hin, das dem Mittellosen, dem ewigen Studenten, den Hunger notdürftig fristet. Dann ist seine Kraft erschöpft. Aber er will dem brutalen Zufall sich nicht beugen, sondern in Freiheit über sich selbst entscheiden. Er ist entschlossen, seinen 28. Geburtstag nicht mehr zu erleben. Am Vorabend wird er seinem Leben ein Ende setzen. Da — im letzten Augenblick — bietet sich ihm ein Erziehernamt in der Schweiz. Er geht nach Jürich und hier schlägt sein Leben Wurzel; findet auch in einer Nichte Klopstocks die Freundin und spätere verständige und hochgemute Lebensgefährtin.

1790 ist Fichte wieder in Deutschland, wieder in Leipzig; Hauslehrer und Hausmeister. Wieder ein Zufall entscheidet über seine geistige Richtung. Er soll einen Junker in Kants Philosophie einführen; so verleiht er sich selbst in sie, inmitten schwerster Bedrängnis führt er zum erstenmal ein seliges Leben im Geiste der Wahrheit. Die Kritik der reinen Vernunft, die er selbst später in den verschiedenen Entwürfen seiner „Wissenschaftslehre“ weiterbildet, erzieht ihn zur Strenge wissenschaftlich bewußten Denkens. Aber seine Art wird mehr bestimmt durch die praktische Vernunft, die soziale Ethik Kants, in der die Idee der gleichen und freien Menschheit zum erstenmal die wissenschaftliche Grundlage gesellschaftlich handelnder Sittlichkeit bildet. Von hier aus entwickelt sich dann sein Lebenswerk: In seinen Systemen der Sittenlehre und des

Staatsrechts, wie in seinen auf vollstümliche Wirkung berechneten kleineren Schriften und Vorlesungen (Bestimmung des Menschen und Geschlossener Handelsstaat 1800, Neben an die deutsche Nation 1808) wird sich immer klarer und tiefer die Idee und das Bild einer sozialistischen Gesellschaft aus.

In einem adligen Hause zu Warschau soll er Erzieher werden. Aber angewidert durch den feudalen Dünkel der Herrschaft wirft er sofort den Bittel hin. Er war ja eigentlich doch nur nach Warschau gegangen, um die Möglichkeit zu gewinnen, in Königsberg zu sein und Kant persönlich kennen zu lernen. Bald ist er in Königsberg und durch einen in stürmischer Hast hingeworfenen „Versuch einer Kritik aller Offenbarung“ gelingt es ihm, das Vertrauen des zurückhaltenden Alten zu gewinnen. Der verschafft ihm auch einen Verleger. Die ohne Namen erscheinende Offenbarungsschrift wird für ein Werk Kants gehalten und deshalb überschwänglich gelobt. Dies Mißverständnis begründet seinen Ruhm.

Inzwischen erfährt wie Kant auch Fichte mit hinreißender Gewalt das ungeheure Schauspiel der französischen Revolution. Wieder in der Schweiz, wird er zu ihrem sprachgewaltigen Propheten. So lobern seine kühnen Jugendschriften auf, in denen er von den Fürsten die Denkfürsorge zurückfordert und die Anschauungen des Publikums über die französische Revolution „berichtigt“. Schon 1792, als die Zensur in Halle die Drucklegung der Offenbarungskritik untersagte, hatte er in einem Brief die letzte Regel all seiner künftigen Schriftstellerei und Gedankenpropaganda aufgestellt: „Ich für meine Person spreche der Preussischen Inquisition unter der Nase Spohn“.

Die geringe Meinung, die man am klassischen Musenhof zu Weimar von der Echtheit und Dauer politisch-revolutionärer Temperramente in Deutschland hatte, veranlaßte das Mißverständnis seiner Verurteilung nach Jena. Man brauchte einen Lehrer, der Studenten und also auch Geld nach Jena zöge. Es gab keine zugkräftigere Verehrbarkeit als die Fichtes, des Propheten. Und die „demokratische Phantasie oder Phantasterei“ würde er sich schon in Brot und Würden ebenso abgewöhnen wie alle anderen, die einmal jung gewesen und für Freiheit und Menschenwürde unweil geschwärmelt. So gänzlich fremd war den Westboten von Weimar die Vorstellung, einem Menschen könne Politik unlösbarer Daseinsinhalt und Lebensernst sein. Der Erfolg des Lehrers entsprach mehr als den Erwartungen. Die Jugend strömte begeistert zu dem Propheten der Freiheit, dem auch das Geld sich häufte. Und all das Glück und all den Glanz setzte der Unsinne auf Spiel. Seine Jenerer Jahre treiben Konflikt auf Konflikt. Die Verbindungsstudenten stört er in ihrer rüden Jügellosigkeit. Das neidische Professorentum hegt er gegen sich auf. Die Weimarische Regierung wird ängstlich. Durch die deutschen Gane schreitet immer drohender der Schredensruf: Ein Jacobiner auf einem deutschen Lehrstuhl! Aufsätze in dem von Fichte herausgegebenen philosophischen Journal wurden des Atheismus angeklagt. Das Journal wird in einigen hundert deutschen Vaterländern verboten. Fichte trotzdem nach Preußen und Berlin geholt zu haben, dieses Ruhmesblatt preussischer Freiheit ist freilich zerlegt, seitdem man die Kabinettsorder Friedrich Wilhelms III. vom 25. Mai 1799 lennt: Der König ist zwar auch peinlich berührt, daß der Verfasser sich bemüht habe, das Dasein Gottes als eines selbständigen Bewens wegzuräumen, auch bemitleidet die Majestät höhnisch die „Galophilosophen, die ihre Vernunft in dem Grade verlieren“. Aber in keinem preussischen Buchladen sei das Journal zu finden, ebensowenig ein Anhänger seiner traurigen Lehre, wofern die Schriften, „die der Aufmerksamkeit der Regierung ganz unwürdig sind, nicht durch öffentliche Schritte aus der Dunkelheit hervorgezogen werden, in der sie bisher gar nicht bemerkt wurden“. Preußen duldete Fichte, weil der vertratete Trummer kein Unheil anrichten konnte, das Asyl, das dieser

Staat dem Verfasser dann bot, ist die altpreussische Vorliebe des Hofes für gelehrte Narrenfreiheit zu verdanken.

In Schriften von mächtiger Ueberzeugungskraft hatte Fichte die Anklage des Atheismus den Anklägern selbst entgegengeklübert, die Gott zu einem persönlichen Weltgeschöpfer, Menschenlenker und Strafrichter gotteslästerlich erniedrigt. Ein solcher Gott, wie ihn die Kirche lehrte, war für Fichte, nicht nur, wie Kant lehrte, als Inhalt eines Glaubens für die Philosophie, als die Wissenschaft von den Wissenschaften, unbeweisbar, das Nicht-Dasein eines solchen Gottes war für ihn vielmehr schlechthin erwiesen, da eine solche göttliche Existenz unvereinbar mit der erhabenen Gottesidee Fichtes war. So mußte allerdings Fichte für das Kirchenchristentum ein Atheist sein, weil dieses ihm selbst niedrigster Atheismus schien. Die weimariſche Regierung zögerte. Als aber Kuriaſchen den Vohott der Univerſität androhte, wußte man, was zu tun. Das waren die gefährlichsten Augenblicke in Fichtes Dasein. Einen Augenblick schwanke der Mann, ob es nicht schließlich doch vernünftiger wäre, das irdische dem ewigen Seelenheil voranzustellen und durch einen kleinen, bequemen Akt der Nachgiebigkeit, die Stellung zu retten. Diesem geistigen Selbstmord kam Goethe zuvor, dem dieses unehdliche Treiben längst zuwider war; er opferte als Minister den Professor, indem er einen unverbindlichen Privatbrief Fichtes als formelles Entlassungsgesuch stempelte und allerhöchst genehmigen ließ.

Fichte stand bürgerlich wieder im Leeren, aber aufrecht. Nie wieder hatte er Anwendungen zu überſehen, ſeinen Charakter der Daseinsklugheit anzupassen. Eine Ausſicht bietet ihm die neue Univerſität der franzöſiſchen Republik: Mainz. Eine ſeltene Fügung wollte es, daß ein Jeneſer Schüler Fichtes Sekretär Bonapartes ward, den Fichte anfangs als den Vollſtrecker der Revolution verehrte, bis er ihn als ihren Abtrünnigen haßte. Die Verhandlungen mit Frankreich blieben ergebnislos. Die (damals preußiſche) Univerſität Erlangen nimmt ihn eine Zeitlang auf. Nach Berlin übergeſiedelt, friftet er ſeine Exiſtenz durch Privatvorträge, in denen er die radikalſte Verneinung des Zeitalters, heute würde man ſagen, den Umſturz des Staates und der Geſellſchaftsordnung predigt. Napoleon geſtaltet ſich ihm zum Inbegriff alles Böſen; er hat den revolutionären Aufschwung der Menſchheit zerſtört. Darum bietet er ſich ſchon 1806, ebenſo vergebens wie 1813, dem preußiſchen Könige an, mit dem Heere als Feldprediger des wahrhaftigen Krieges zu ziehen. Nach dem Zusammenbruch Preußens wirkt er ein Winterſemester in Königsberg, geht nach Kopenhagen und kehrt nach Berlin zurück, wo er angeſichts des Feindes und in klarer Erwartung, den Häſchern und dem Tode ausgeliefert zu werden, in den Reden an die deutſche Nation zur Maſſenerhebung gegen die „Univerſalmonarchie“ Napoleons auftritt.

Nichts iſt eine ſo grobe und ſo ſinnloſe Fäliſchung als das Gerede von der Wandlung Fichtes vom vaterländiſchen Weltbürger und Revolutionär zum nationaliſtiſchen Patrioten der preußiſchen Monarchie. Fichte iſt der gleiche geblieben; nur hat er unter veränderten Zeitumſtänden das Zentrum ſeiner Wirksamkeit verlegen müſſen. Die Revolution war im Kaiſerreich zugrunde gegangen, die Idee der Menſchheit ſchien verloren, die Großmächte der Erde in Raubtiere verwandelt, die einander zerfleiſchten. So konnte, das war Fichtes Gedanke, die Rettung der Welt nur von einem Volke kommen, das gerade wegen der Auflöſung ſeines ſtaatlichen Daseins bloß noch geiſtig exiſtierte. Das Ziel der deutſchen Kriege gegen Napoleon war ihm nach wie vor der Völkerbund ſozialiſtiſcher Staaten. Dieſe „neue Welt“, dieſes „Vernunftreich“ iſt der Gipfel, zu dem — mitten in den Freiheitskriegen — Fichte noch in ſeinen letzten Vorleſungen führt.

Die Reden an die deutſche Nation ſind nur ein Kapitel einer ſozialiſtiſchen Utopie. Sie fordern die Erziehung der jungen Generation in abgeſonderten Erziehungsanſtalten, in denen nach Pestalozzis Lehre Menſchen gebildet werden; eine von Grund aus das Menſchengeschlecht erneuernde Erziehung, die nicht etwa nur den Mut ſtählte zur bewährten Maſſenerhebung gegen die Fremdherrschaft, ſondern die Jüglinge reif machen ſollte, Bürger der ſozialiſtiſchen Demokratie zu ſein, die nach dem Siege folgen würde. In der gedruckten Ausgabe der Reden ſind dieſe Wegedanken an entſcheidenden Stellen von der Zensur verſtümelt worden.

Spuren in den Werken, die ſein Sohn herausgab, deuten darauf hin, daß Fichte in der letzten Zeit ſeines Lebens an einer Schrift arbeitete, in der er ein umfaſſendes Bild des Zukunftsſtaates entwarf. Das ſcheint offenbar der Grund zu ſein, warum der in der königlichen Bibliothek zu Berlin verſchloſſene Nachlaß Fichtes immer noch nicht vollſtändig veröffentlicht iſt.

Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts wuchs Fichtes Drang, ſein perſönliches Dasein myſtiſch zu vergrößern und im reinen Geiſte zu ſichern, in demſelben Maße wie das Ungeſtim, unmittelbar praktiſch in die Zeit zu wirken.

In der Epoche der ſchlimmſten Demütigung Preußens benutzten die Kleinkant gewordenen Herrſchenden eine Zeit lang auch Fichtes Prophetenmacht. Als 1810 die Univerſität Berlin gegründet wurde, gab man ihm eine Profeſſur. Es ging ihm nicht anders wie in Vena. Im zweiten Jahre der Univerſität wurde er Rektor, mußte das Amt aber, nach heftigen Kämpfen mit einem preußiſchen Stall-

necht von Kultusminiſter, bald aufgeben. Hätte er 1815 überlebt, wäre er ſeiner Profeſſur entſetzt worden und im Kerker geendet.

Fichte kannte ſein Schickſal, das ihm bevorſtand. Als er 1813 zum Kriege aufrief, war er ſich klar, daß dieſer Krieg nicht „wahrhaftig“ werden würde, kein Krieg für die Freiheit. Damals ſchrieb er: „Wenn ſich nun hinterher doch zeigte, daß es nicht C. niſt geweſen wäre, wenn nach Errettung im Kampfe abermals die Selbſtändigkeit der Nation dem Vortheile der Herrſcherfamilie aufgeopfert würde, wenn ſich zeigte, daß der Herrſcher zwar wollte, daß für ſeine Herrſchaft das edelſte Blut ſeines Volkes flöſſe, er dagegen für die Selbſtändigkeit deſſelben ſeine Herrſchaft nicht wagen wollte, ſo könnte unter einem ſolchen der Vernünftige durchaus nicht bleiben. Ein ſolcher Staat befindet ſich im Zuſtande der Verſtockung, er hat öffentlich das Siegel der Verwerfung ſich ſelbſt aufgedrückt. Der Edle rettet ſein unſterbliches Leben, indem er flieht.“

Er glaubte nicht an den Beruf eines freien Preußens unter Führung Friedrich Wilhelms und der Junker. Ein Lazarettſieber, das ſich ſeine Frau bei der Pflege der Verwundeten zugezogen, übertrug ſich auf Fichte und raffte ihn am 27. Januar 1814 fort.

Dem toten Fichte ward nun zum erſtenmal lebendige Wirkung beſchieden. Die wiedererſtarkten Machthaber entdeckten in Fichte den Urheber aller revolutionären Verwirrung der Jugend, und als ſie ſich ankündigten, die Freiheitskämpfer von 1813 aus Schafot zu ſchleppen, in Feſtungshöhlen zu begraben, in Verbannung zu jagen, marſchierte dem Zug der Demagogen der Geiſt Fichtes voran. Zwar verſtand man Fichte nicht, niemand laß auch ſeine verſtaubten Bände, aber man ahnte die Gefahr eines kämpfenden Denkers, der dem ſozial und politiſch unterdrückten Volke das Sittengebot zurief: „Das vernünftige Weſen iſt nicht zum Laſtträger beſtimmt!“ der eben erſt in der Staatslehre von 1813 bis zur Erkenntnis des Klassenſtaates und des Klassenkampfes vorgegedungen war: „Die Menſchheit zerfällt in zwei Grundſtämme: die Eigentümer und die Nichteiigentümer. Die erſteren ſind nicht der Staat, ſondern ſie halten den Staat, wie ein Herr ſich einen Bedienten hält, und der letztere iſt in der Tat ihr Diener.“ 1821 nach den Karlsbader Beſchlüſſen riefen die Ratgeber Friedrich Wilhelms III. in einer Denkschrift den König zur Vernichtung der Umſtürzler auf. Darin wird Fichtes verderbliche Wirkung alſo dargeſtellt: „Du ſollſt Gott mehr gehorchen als den Menſchen, wird nach dieſer neuen Moral ſo gedeutet, daß, da Gott im Menſchen ſelbſt oder nichts anderes als des Menſchen tiefeſtes Weſen, ſeine innerſte Ueberzeugung ſei, dieſer Ueberzeugung, mehr als allen Geſetzen zu gehorchen iſt. . . . Daher entſpringt denn alſo auch für die Beſenner dieſer Moral . . . die absolute Notwendigkeit einer geſetzgebenden Volksrepräſentation; ſo wie ſich für ſelbige andererseits aus dem Grundſatz der Nichtigkeit aller Autorität, ſelbſt der göttlichen Geſetze der Offenbarung, und aus dem Grundſatz des absoluten gleichen Wertes der Menſchen als Inhaber des höchſten göttlichen Beweſens die notwendige Forderung der Souveränität des Volkes ergibt.“ In ſolchen Meinungen ſei „deutlich die Hand des Verderbers zu erkennen, der die ſchwachen Menſchen durch ſolche Vorſpiegelungen zum ewigen Unheil zu verführen ſucht, indem er das Hauberbild einer übermenſchlichen Vollkommenheit ihren betörten Augen vorkauſelt.“ Von den Berliner Vorleſungen Fichtes, heißt es in dieſer amtlichen preußiſchen Biographie Fichtes weiter, ſchreibe ſich „die gänzliche Zerſtörung der chriſtlich-religiöſen und moralischen Geſinnung her, welche weiterhin unter einem großen Teil der hieſigen Staatsbeamten, Gelehrten und Jugendlehrer zur Erſcheinung gekommen iſt.“

„Die Hand des Verderbers!“ Auf ſie weiſt auch der Bericht des Inquiſitionsgerichts des deutſchen Bundes hin, der Mainzer Zentraluntersuchungskommiſſion. Als Urfache der Umſturzbewegung werden in der Einleitung des Berichts, von den Polizeialten der noch lebenden, alſo qualibaren Demagogen, Fichtes Reden an die deutſche Nation genannt. Und 1824 wurde die Neuauſgabe der Reden als „eines verführeriſchen, leere Phantome nährenden Buches“ verboten.

Das war die höchſte Ehrung Fichtes, die er in der bürgerlichen Welt erregte. So lange man ihn verfolgte, wurden ſeine Größe und Bedeutung anerkannt.

Dann aber kam der fürchtbare Abſturz. Man pußte den verſchollenen Revolutionär als einen ordinären preußiſch-deutſchen Spießbürger auf, mit chriſtlich-patriotiſch-königſtreuer Normalgeſinnung. Nun ging das Fichtefeiern los. Der große Unbekannte ward ſogar, wenn auch unter Schwierigkeiten, denkmalsreiſt.

Da — hundert Jahre nach ſeiner Geburt — erwachte Fichte zum Leben. Mit ihm begann Ferdinand Laſſalle 1862 den „wahrhaften Krieg“ um die Erlöſung der Menſchheit in der Befreiung des Proletariats. Der in ſeinem wirklichen Weſen auf erſtandene Fichte ward lebend in der ſozialdemokratiſchen Bewegung. Mehr noch: ſeine Prophezeihung vom deutſchen Weltberuf der Freiheit erhielt eine wunderbare Erfüllung, inſofern der wiſſenſchaftliche Sozialismus deutſchen Urſprungs war: Marx, Engels, Laſſalle ſind die Nachfolger Fichtes, und die erbumspannende Bewegung des Proletariats geſtaltete aus dem Zukunftsenthuſiasmus des einſamen Denkers eine ſtetiſch wachſende Geweiſheit.

„So wird von den Deutſchen aus erſt dargeſtellt werden ein wahrhaftes Reich des Rechts, wie es noch nie in der Welt erſchienen iſt, in aller der Begeiſterung für Freiheit. . . ; für Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles deſſen, was Menſchengesicht trägt.“

## Das Menschlein Matthias.

18] Erzählung von Paul Sig.

Das war nun soweit alles gut und schön. Wenn aber die Mutter sich ferner sträubte? Wie hatte sie doch heute so fürcht gegen den Wohlthäter gezetert und gewettert! Ohne diesen Widerstand sähe er jetzt vielleicht schon an einem schmachtenden Kuchentisch oder in einem Garten mit seltenen Früchten — vergnügt wie der Vogel im Hanffamen.

Als dann der Dessinateur Oberholzer unversehrt leibhaftig über die Schiffslande schritt, konnte Matthias nicht anders — er mußte ihm wie am Schnürchen folgen. Zuerst hatte er zwar noch schwere Bedenken und hütete sich wohl, dem Vater zu nahe zu kommen. Auf der Hasenmauer wurde es ihm sogar schwindelig; sie war keine zwei Meter breit und undurchsichtiges Wasser drohte auf beiden Seiten. Bald zog's ihn nach rechts, bald nach links, er mußte sich ducken, einzelne Steinplatten schwankten merklich unter seinen Füßen. Die Gefahr des Ertrinkens zeigte sich mit kaltem Schauer an. Er wäre am Ende auf allen Vieren wieder zurückgekrochen, wenn ihn der Dessinateur nicht gerade noch erblickt hätte. Der Mann warf verblüfft seine Hände von sich.

„Holla, Bürschle, was treibst denn Du da draußen? Bist etwa mir nachgelaufen?“

Matthias spürte nur Wohlwollen in dem Zuruf und brauchte gottlob seine Todesangst nicht länger zu verbergen. So ließ er sich heulend auf die Knie nieder und legte beide Hände flach auf die Steinplatte, um von der magnetischen Tiefe nicht verschlungen zu werden.

Ueber diesen Anblick lachte Herr Oberholzer, bis ihm die Seiten weh taten, die Augen überliefen, aber gleichzeitig war er auch wieder so gerührt, daß er dem Kleinen hurtig zu Hilfe kam, ihn mit starker Hand auf die Beine stellte und ihm ein Gefühl sicheren Schutzes einflößte.

„Was — so ein Angstpeter bist Du noch? Heiliger Sebastian! Schäm Dich. Schau, dort am Leuchtturm draußen, wie die Duben herumspringen und hinauffleiten. Die sind auch nicht größer als Du und können sicher schon schwimmen wie die Fische!“ schalt der Alte zum Schein, indem er sich spöttisch zu dem Knaben niederbeugte.

„Ich bin halt auf dem Berg daheim gewesen!“ schluchzte Matthias unsäglich beschämt, aller Ehre bar und fast gewiß, daß der große Gönner nun nichts mehr von ihm wissen wolle.

Es kam jedoch anders. Der Dessinateur fragte nicht lange hin und her; er nahm das Bürschchen wie ein Bündel unter den Arm, setzte ihn auf Steuerbord ins Boot und legte höchlich belustigt die Ruder an. Bald hatte der Passagier die Angst nahezu verwunden, ein großes Vertrauen zu Fahrzeug und Lenker gewonnen.

Aus Weinen wurde Lachen, die Geschichte versprach einen herrlichen Fortgang. Der Vater, der des Kindes wachsende Vertraulichkeit wie ein schmachtendes Weindchen schlürfte, ließ es an Aufmunterung nicht fehlen.

Wer hätte das gedacht! Wohl empfand Matthias noch einen seltsamen Schwindel, aber diesmal vor lauter Glück, Stolz und Dankbarkeit. Das Boot glitt gemach, sicher an den großen Dampfern, am Leuchtturm vorbei und hinaus ins breite blaue Gefilde, so daß der Hasen, die Stadt bald, wie ein Spielzeug anzuschauen, weit, weit dahinter lag. Am Ende des Häuermeeres war die Bleiche zu sehen, wo die Mutter jetzt saß, der Korbhügel mit der Dreilindenhöhe türmte sich auf, Guggisau und die Kurfürsten kamen zum Vorschein. Nun erst begriff Matthias, wie schön die Welt da unten war. Schon getraute er sich, die Hand ins laue, sprudelnde Wasser zu tauchen, über den Schiffsrand zu blicken und frei heraus zu lachen, wenn das Boot vom Wellenschlag geschaukelt wurde. Der Gipfel seiner Seligkeit war erreicht, als der Fischer die Ruder einzog, die lange Angelrute zusammensügte, die Schnur mit dem blinkenden Silberfischlein auswarf und lachte spielen ließ, die Rute sich dann plötzlich schier zum Brechen bog und endlich gar ein braunes Stacheltier — ein mächtiger Barsch — mit schnappendem Maul und gesträubten Flossen auf dem Schiffsboden sprang. Es tat ihm nur leid, daß die Mutter nicht auch dabei sein konnte. Aber er nahm sich vor, ihr mit Inbrunst zu erzählen, welsch großes Glück ihm begegnet sei. Nun konnte sie nichts mehr gegen den Vater sagen. Nein, einen besseren gab's auf der ganzen Welt nicht mehr.

### 5. Der Umzug.

Streckenweise wurde in Treustadt am Vorabend der großen Feier fast jede andere Sorge verdrängt von der einen

allgemeinen, zum Himmel gerichteten, die das Festwetter betraf. Es regnete den Veranstaltern seit zehn Stunden höhnisch ins Konzept, und da die Wolken so niedrig hingen, daß man die Dreilindenhöhe nicht sehen konnte, prophezeite der vielbefragte Hasenmeister eine regelrechte Patsche.

Der unerbittliche Geschichtskalender erlaubte keinen Aufschub. Am siebenten August jährte sich der Tag, da die Treustädter Eidgenossen wurden. Daran war nun einmal nicht zu rütteln. Aber die patriotische Flamme hielt wacker stand in dem strömenden Regen. Tausend Hände regten sich, Gesimse zu schmücken, Fahnen auszuhängen, Triumphbogen zu errichten. Der herbe Duft von zerstückeltem Tannenreisig, Eisen und Burgbaum durchzog die Gassen, grünweiße und rotweiße Flaggen klatschten gegen die Mauern: sie versingen sich zuweisen und boten so ein recht anschauliches Bild von der Vereinigung der Stadt mit dem Stammland.

Für das Arbeiterheer kam es schon weniger aufs Wetter an. Ob naß, ob trocken: es war jedenfalls ein gefundener Ruhetag, eine würzige Frise Freiheit, die ein allseitiges „Profit“ auslößte. In der Bleiche gab es doppelt so viel vergnügte Mienen wie an einem gewöhnlichen Feierabend. Den Ausfall der Arbeit mußten ja die Herren tragen, die's auch besser vermochten und sich natürlich nicht merken ließen, wie wenig sie im Grunde für den patriotischen Gedenktag übrig hatten. Hier gebot einmal der Volkswille, vor dem sich in seltenen Ausnahmefällen auch Girsch senior beugen mußte. Das Bleichevölklein freute sich schon deshalb auf den Festzug, weil es zu diesem die eigentliche Hauptperson entsandte. Daß der Dessinateur Oberholzer alle anderen Darsteller ausstechen werde, galt als sicher. Nach den Berichten der Eingeweihten gab es zwar noch viele andere Größen im Zuge: einen Führtab mit kirchlichem Pomp und Gesolge, einen eidgenössischen Feldhauptmann mit seinem Fähnlein von Landsknechten, einen berühmten Reformator neben anderen Gelehrten sowie einen französischen Generalissimus vom Stabe des Korsen, aber gegen der Herzog von Oesterreich mit seinen Rittern konnten sie schwerlich aufkommen.

Besonders die Mädchen der amerikanischen Abteilung, mit denen der Zeichner so manchen Schabernack trieb, erzählten halb bewundernd, halb entriestet von der prachtvollen Rüstung, die er von fernher kommen ließ; sie kostete mehr, als eine arme Familie in zwei Jahren zum Leben brauchte. Eine Verschwendung und Ueberheblichkeit, derer hierlandes gewiß kein anderer fähig war. Ganz Treustadt befand sich in Erwartung des großen Trumpfes, den der einstige Schützenkönig auszuspielen gedachte.

Wenn er in diesen Tagen durch den großen Saal ging, bekam er einen lebhaften Vorgesmack der Huldigungen, die ihm beim Umzug zuteil werden mußten. Die Neugier der Bleicheleute erfuhr indessen noch eine Steigerung durch das Gerücht, er gedenke sich nächstens mit dem Musterfräulein zu verheiraten. Das war eine Neuigkeit, für die sich das Schnüffeln und Klatschen wohl verlohnte. Auf den ersten Blick erschien sie allen einfach aus der Luft gegriffen; eher noch hätten sie für möglich gehalten, daß der hochtrabende Herzfeld junior einen derartigen Voratz zur Tat mache. Oberholzer, der kühne Junggeselle und Kostverächter auf dem Krebsgang? Es kam ihnen vor wie ein pater peccavi. Heimliche Nachforschungen bei den Großen, die am ehesten Bescheid wußten, begegneten ironischem Achselzucken, hingegen schien Brigittes Böhns Freundin, die alle Frager mit einem wichtiguerischen: „Ich will nichts gesagt haben!“ abwieß, das Gerücht zu bestätigen. Wie es überhaupt aufkommen konnte, wußte niemand, wenn nicht durch den Zufall, daß der Zeichner schon von dem und jenem in Begleitung des kleinen Matthias Böhi gesehen wurde. Das ließ tief blicken. Verdächtig war allerdings auch das Gehaben der „Jungfer Braut“, die schon seit Wochen allen, die mit ihr zu tun hatten, merkwürdig aufgeregert, verschroben, unzugänglich vorkam.

An diesem Tage fühlte sie sich wirklich in ihrer übermächtigen Not bis an den Rand der Verzweiflung getrieben, kaum mehr fähig, den geschäftlichen Vorommnissen ordentlich standzuhalten. Es hatte sogar bereits einen scharfen Zusammenstoß zwischen ihr und der ersten Ausrüsterin gegeben, bei dem sich Brigittes Freundin gegen ihre sonstige bescheidene Art zu überheblicher Betonung ihrer Selbständigkeit hinreißen ließ und die „Erste“ fast handgreiflich zum Musterzimmer hinausjagte. Der Vorfall wurde dem Amerikaner gemeldet und das Musterfräulein mit einem beschämenden Verweis bedacht, der sie vollends aus dem Häuschen brachte. Niedergeschmettert entgegnete sie, wenn es so steht, wolle sie lieber gleich „für

ganz" Feierabend machen, worauf der junge Prinzipal noch erheblich kälter zurückgab: „Wie's Ihnen beliebt!“

So war sie schon mehrmals aus Verstiegenheiten der Einbildung abgestürzt und mit blutender Seele liegengeblieben. Seit jener Mittagsstunde, in welcher der Zeichner nach ihrer festen Ueberzeugung um ihre Hand anhielt, kannte sich Brigitte Böhi selbst nicht mehr. Darüber waren schon einige Wochen verfloßen. Sie glaubte mit Zug, sich gewissenhaft prüfen zu müssen, denn der überraschende Antrag hatte ihren Lebtag zersprengt, aus dem Gleise geworfen. Zuerst war sie in einem Gefühl wilden Triumphes zu ihrem Schwager gelaufen, der die Nachricht zwar mit gebührendem Zweifel aufnahm, dann aber die Vorteile einer solchen Heirat und Verwandtschaft erwog und der Verwirrten energisch zusprach, trotzdem er kurz vorher noch seinem derben Genossen Bist das Wort geredet hatte.

Eitel gemacht, legte sie sich im Geiste bereits den Namen Madame Oberholzer bei, belauschte seinen Klang, erprobte sein Gewicht, indem sie ihn mit anderen verglich; sie stellte sich den Reiz, die Aufregung der Gleichemädchen vor, besonders am Tage der Hochzeit, wenn sie im weißen Seidenkleid und Schleier durch die Spalier bildende Neugier zur Kirche fuhr. Welch eine Erhebung aus jahrelanger Schmach! Und was nicht noch mehr? Würde so nicht vor aller Augen die Gerechtigkeit ihrer Sache erwiesen und fiel nicht, weit über den Tag hinaus, ein Licht auf all die Entwürdigungen ihres Geschlechts, die für immer im Schatten leben sollten, weil sie einmal in der Sonne zu warm geworden waren!

Dieser Hochmut ließ die Ärmste lange nicht los. Sie schuf in der Phantasie unermüdet neue Bilder der Genugtuung und steigerte ihr Selbstgefühl so hoch, daß sie insgeheim schon mit den vornehmsten Bürgerfrauen verkehrte. Ob sie das auch in Wirklichkeit vermochte? So schüchtern war sie ja längst nicht mehr, sie hatte nicht umsonst den Umgang der großen Gleichherren genossen. Und wenn auch für eine schlechte Tagelöhnerin viel Mut dazu gehörte, es von heit auf morgen etwa einer Stadträtin gleichzutun, sie wollte sich gewiß redliche Mühe geben, damit ihr Mann sich ihrer niemals und nirgends zu schämen brauchte. (Fortf. folgt.)

### Kleines Feuilleton.

Das Heldenamt der Gerechtigkeit. Anatole France, der große französische Romandichter, widmet dem vor einigen Tagen verstorbenen General Picquart einen Nachruf. Er spricht von dem zur Zeit der Dreyfus-Sache berühmt gewordenen Zweiten Bureau und von den „Bureaukraten im Skappi, die die Gerechtigkeit verraten und ein ganzes großes Volk betrogen haben“ und fährt dann fort: „Und in diesem Bureau fand sich ein Mann, der diesen Leuten ganz und gar nicht glich. Er hatte einen hellen Geist, einen edlen Charakter, eine geduldige, echt menschliche Seele von unsäglich guter Güte. Er galt mit Recht für einen der intelligentesten Offiziere der Armee und war, obwohl sein Wesen, das in diesen Kreis nicht hineinpaßte, ihm schädlich sein konnte, als Erster unter den Offizieren seiner Altersklasse zum Oberstleutnant ernannt worden. Seine Freunde kannten seine ein wenig spöttische Duldsamkeit und seine erprobte Herzensgüte; sie wußten, daß er für alles Schöne empfänglich war, daß er Musik und Literatur zu empfinden und auch in der Welt der Gedanken zu leben verstand. Wie alle Menschen mit tiefem Innenleben entwickelte er seine geistigen und moralischen Fähigkeiten in der Einsamkeit. Diese Neigung zur Zurückgezogenheit, seine natürliche Schlichtheit, seine Selbstverleugnung und seine Opferwilligkeit machten ihn zu einem jener Soldaten, die Alfred de Vigny gesehen oder vorgeahnt hatte, zu einem jener bescheidenen Helden, die allem, was sie tun, wie etwas Selbstverständliches den Adel, der in ihnen selbst liegt, ausprägen, und für die die Erfüllung der Pflicht die Poesie des Lebens ist.“

Und dieser Offizier entdeckte eines Tages im Zweiten Bureau, daß Dreyfus wegen eines Verbrechens, das Hierdazü begangen hatte, verurteilt worden war. Er benachrichtigte seine Vorgesetzten. Sie versuchten, zuerst durch Freundlichkeit, dann durch Drohungen, seine weiteren Nachforschungen zu vereiteln, da die Aufdeckung der Unschuld des verurteilten Dreyfus die Aufdeckung ihrer Fehler und ihrer Verbrechen zur Folge haben mußte. Er fühlte, daß er sich durch Beharren zugrunde richtete. Und beharrte trotzdem. Mit ruhiger, sicherer Ueberlegung, mit gefestigtem Mut setzte er sein Gerechtigkeitswerk fort. Man entfernte ihn. Man schickte ihn unter irgend einem jämmerlichen Vorwand bis an die Grenze von Tripolis, in der Hoffnung, daß er dort von arabischen Räuberhorden ermordet werden würde. Und da man ihn nicht töten konnte, suchte man ihn durch Verleumdungen zu verderben. Durch perfide Versprechungen glaubte man zu verhindern, daß er im Jola-Prozess das Wort nähme. Er sprach aber doch; er sprach mit der Ruhe des Gerechten, mit der Ruhe einer furcht- und

wunschlosen Seele. In seinen Worten gab es weder Schwächen noch Verschimpfungen. Das war der Ton eines Mannes, der an diesem Tage seine Pflicht genau so tut wie an allen anderen Tagen, ohne einen Augenblick daran zu denken, daß diesmal ein besonderer Mut dazu gehört. Weder die Drohungen noch die Verfolgungen ließen ihn auch nur eine Minute zögern und schwanken.

Mehrere Leute haben behauptet, daß er, um seine Aufgabe zu erfüllen, um die Unschuld eines Juden und das Verbrechen eines Christen festzustellen, Kerisale Vorurteile und antisemitische Leidenschaften, die seit seiner Jugend in seinem Herzen wurzelten, überwinden mußte. Die ihn kannten, wissen, daß das nicht wahr ist, daß er keinerlei Fanatismus kannte, daß seine hohe Intelligenz ihn himmelhoch über Haß und Parteilichkeit erhob, und daß er ein freier Geist war. Diese innere Freiheit, die köstlichste von allen, konnten seine Verfolger ihm nicht nehmen. In dem Gefängnis, in das sie ihn schickten, und dessen Steine, wie Fernand Gregh sagte, den Sockel seines Denkmals bilden werden, war er frei, freier als je alle. . . Sie, seine Verfolger und seine Verleumder, waren die Gefangenen, Gefangene ihrer eigenen Lügen und Verbrechen. Augenzeugen sahen ihn hinter Schranken und Gittern ruhig, lächelnd, dultsam. . . Und doch glaube ich, daß er litt. Ich glaube, daß er unter so viel Niedrigkeit und Perfidie, unter so ungeheurer Ungerechtigkeit, unter dieser Epidemie von Verbrechen und Nartheit, unter den abscheulichen Masereien dieser Männer, die die Menge täuschten, grausam gelitten hat. Auch er sah, wie die alte Frau mit heiliger Einfalt ein Scheit für den Scheiterhaufen des Unschuldigen herbeischleppte. . .“

### Aus der Vorzeit.

Ein Bergwerk aus der Steinzeit. Unter dem sogenannten „Kieselfelde von Spiennes“, 4 Kilometer südöstlich von der belgischen Stadt Mons, befindet sich ein außerordentlich ausgedehntes Bergwerk aus der neolithischen Zeit (der jüngeren Steinzeit), das zwar schon im Jahre 1867 entdeckt, aber erst in dem vergangenen Jahre näher untersucht worden ist. Die Untersuchungen haben bereits wichtige Erfolge gezeitigt, sollen aber noch fortgesetzt werden. In das Bergwerk, dessen Ausdehnung noch unbekannt ist, gelangt man durch Schächte von 10 bis 15 Meter Tiefe; die Schächte finden sich dicht nebeneinander und ihre Abstände betragen nur 2 bis 8 Meter. Gegenwärtig sind alle diese Schächte bis auf zwei freigelegte verstopft, denn die Vergleute, die hier vor 4000 Jahren oder länger tätig waren, haben alles taube Gestein und sonstige Abfälle in die Schächte geschüttet. Die innere Wandung der Schächte zeigt, daß hier ehemals Holzbohlen in Vertiefungen gelegen haben, die zusammen eine wendeltreppenartige Leiter ausgemacht haben müssen.

Was haben die Vergleute der neolithischen Zeit nun hier im Innern der Erde gesucht? Unter dem „Kieselfelde“ liegen verschiedene Schichten, darunter eine Kreideschicht, die reich an großen Feuersteinen gewesen sein muß, denn nach Feuersteinen ist hier gesucht worden. Die Epithaden, mit denen die Vergleute der neolithischen Zeit arbeiteten, bestanden aus Feuerstein. In dem bisher freigelegten Teile des Bergwerkes hat man deren viele Hunderte gefunden, und man wird wohl noch Tausende finden, denn das bisher untersuchte Gebiet ist nur ein verschwindend kleiner Teil des Ganzen. Das eigentliche Bergwerk ist eine Höhle, die dadurch entstanden ist, daß die Kreide weggebrochen ist und an vielen Stellen Säulen ausgespart worden sind. An einzelnen Stellen sieht man noch deutlich die langen Furchen, die die Feuersteinhade in das Gestein gezogen hat. Das Gebiet, das abgebaut wurde, ist ziemlich niedrig, woraus man schließen kann, daß die Vergleute zum Teil in unbequemen, liegenden Stellungen gehackt haben müssen.

Welche Arbeitsleistung dazu nötig war, erkennt man sogleich, wenn man mit einer Feuersteinhade selbst im Fels zu arbeiten versucht. Außer Feuersteingeräten hat man geringe Reste von Tongefäßen entdeckt; merkwürdigerweise aber hat man noch keine der Lampen, mit denen das Bergwerk zweifellos erleuchtet war, aufgefunden können. Das gegenwärtig untersuchte Gebiet bedeckt nur eine Fläche von 16 x 24 Metern. Zu dieser Fläche gehören nicht weniger als neun Schächte.

### Literarisches.

Fichte-Literatur. Das würdigste Fichte-Denkmal, auf das der „Vorwärts“ bereits hinwies, ist das „Evangelium der Freiheit“, das Max Reich aus den Werken des Philosophen errichtet hat. (N. G. Fichte, Ein Evangelium der Freiheit. Jena 1905. Bei Eugen Diederich, 3 M.) — Die Lektüre Fichtes beginnt man am besten mit der „Bestimmung des Menschen“ (bei Reclam erschienen, wo auch der Geschlossene Handelsstaat, Die Bestimmung des Gelehrten, die Reden an die deutsche Nation zu finden sind), „Die Anweisung zum seligen Leben“, die Reden, in denen sich die religiösen Gedanken Fichtes entfalten, sind neuerdings in den Berliner Warbänden der Deutschen Bibliothek; die Einleitung des Herausgebers ist mit kritischer Vorsicht zu lesen. Eine sehr schöne Sammlung zum Atheismusstreit erschien 1912, von Hans Lindau herausgegeben, in der Fritz Mauthnerschen „Bibliothek der Philosophen“ (Verlag Georg Müller, München, geb. 7 M.); diese lebendigen Schriften enthalten die schärfsten und klarsten Gedanken wider das Kirchenchristentum.